

Berichte aus Transvaal

Autor(en): **Suter, F.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **8 (1900)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-545250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Berichte aus Transvaal.

Ein Telegramm aus Laurenzo-Macques meldet, daß Hr. Dr. de Montmollin am 31. August dort angelangt ist. Er wird von dort aus versuchen, mit reichem Material nochmals zu den Buren zu gelangen.

Hr. Dr. König ist am 5. September über Madeira wohlbehalten wieder in Bern eingetroffen, nach einer Abwesenheit von sieben Monaten und sieben Tagen.

Von Hrn. Dr. Suter ist folgender Brief eingetroffen:

Ermelo, Z. A. R., 13. Juli 1900.

An den Präsidenten des schweizerischen Roten Kreuzes

Herrn Dr. Stähelin, in Narau.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie werden denken, der läßt mit seinen Berichten lange auf sich warten. Aber daß die Sachen so kommen sollten, wie sie gekommen sind, das ließ sich ja kaum voraussehen.

Ich hatte, wie Sie aus meinem Briefe von Brandfort aus wissen, mit meinen Kollegen verabredet gehabt, daß ich vorerst an die Front gehen sollte, dann aber Herr Dr. König mit mir tauschen würde. Nun kam aber der große Rückzug. Immer hatte ich im Sinne gehabt, bald nach Johannesburg zu gehen und dann von dort aus zu schreiben. Es hat nämlich keinen großen Wert, zu schreiben, wenn man nicht auch wenigstens einige Garantie hat, daß die Briefe befördert werden, und da ich von niemandem, nicht einmal von meinen Kollegen in Johannesburg auch nur ein Sterbenswörtlein erfuhr, hatte ich diese Garantie nicht.

Mit meinem Berichte fange ich am besten da an, wo ich in meinem letzten Bericht von Brandfort aus aufgehört habe: Am 2. Mai machten wir mit einem Teil unseres Kommandos einen Ausritt nach den Positionen. Die Lager befinden sich jeweilen hinter den Positionen und auf den letzteren liegt nur die „Brandwache“ (Vorposten).

Vor uns liegt eine weite, wohl 10 Kilometer breite Ebene. Von den Engländern ist keine Spur mehr zu sehen; sie lagern hinter den die Ebene abgrenzenden Bergen.

Nachmittags ritten wir nach Brandfort, um beim Kommissariat Proviant zu holen. Das Kommissariat war aber schon weg. Wir kriegten nichts mehr; keinen Meales (Mais), den die Maulesel je morgens und abends vor und nach der dürren, schlechten Weide bekommen sollen, keinen Hafer, den man hier nicht wie bei uns ausgedroschen, sondern mit dem Stroh zusammen in kleinen Garben füttert. Das ganze Kommissariat war nach Smalbeel zurückverlegt. Das einzige, was man uns noch geben konnte, war ein Sack Kleie.

Zum Abendessen wurde ich vom norwegischen Militärattaché, mit dem ich auf dem Schiff die Kabine geteilt hatte, zu den anderen Attachés eingeladen, ich machte die Bekanntschaft des amerikanischen, französischen und russischen Attachés. Der letztere, Oberst Gourko, war kurz vorher von den Engländern gefangen genommen, dann aber wieder freigelassen worden.

Am 3. Mai morgens früh begannen unsere Maxims wieder zu schießen. Wir nahmen ungefähr die gleichen Positionen ein, wie am letzten Montag. Im ganzen befanden wir uns etwa zwei Stunden zu Pferde südwestlich von Brandfort in guten Stellungen, vor uns die ungeheure Ebene, welche sich halbmondförmig um die Positionen bei Brandfort herumzieht.

Rechts von Brandfort kenne ich das Terrain nicht. Die Ebene ist nur von wenigen kleinen unbedeutenden Kopjes unterbrochen. Die Engländer, man taxierte sie unsererseits auf circa 50,000 Mann, machten einen bogenförmigen Hauptangriff durch die Ebene. Nach kurzer Zeit mußten die vordersten Buren von den eben erwähnten Kopjes zurückkommen. Die Engländer hatten bald auf einigen dieser kleinen Höhen Geschütze aufgefplant und eröffneten ein starkes Feuer auf unsere Stellungen, ohne jedoch viel zu treffen. Unsererseits war viel zu wenig Artillerie vorhanden.

Meine Ambulanz befand sich zwischen dem Wafferstrom- und Ermelotkommando. Links von uns wurden die Ermeloer stark beschossen, zogen sich bald zurück und ließen ihre Zelte unten in der Ebene im Stich. Ich hatte mich mit Hrn. Meyer und einem Kaffer vorne auf ein Kopje begeben, wo keine Buren lagen, um das Gefecht besser übersehen zu können. Neben mir hatte ich eine Ambulanzfahne aufgesteckt. Den Wagen ließ ich etwa 1500 Meter weiter hinten. In einem fort wurden die Ermeloer, Wafferstromer und die links von uns befindliche Artillerie beschossen. Das Pfeifen der Geschosse in der Luft ist namentlich für jemand, der es noch nicht gehört hat, ein höchst ungemütliches. Das Geräusch der Geschosse läßt sich am besten vergleichen mit demjenigen, welches entsteht, wenn man mit einem Schlüssel über eine straff gespannte Violin- oder besser Zithersaite hinüberstreicht. Bald lernt man aus der Art des Geräusches die Richtung des Geschosses ziemlich genau bestimmen. Es war nicht gerade zu meiner angenehmen Überraschung, als ich auf einmal eine Bombe gerade gegen mich heraufpfeifen hörte. Im nächsten Moment kreperte ein Schrapnel direkt über uns. Die Schrapnelkugeln fielen rings um uns hernieder und verursachten ungefähr dasselbe Geräusch, als wenn ein Sack Steine über uns ausgeschüttet worden wäre. Dies war nun doch zu stark; wir wollten aufstehen, aber die Pferde hinter uns waren schon in hellem Galopp davon. Nun befanden wir uns allerdings in einer höchst ungemütlichen Situation; ohne jegliche Deckung mußten wir Reißaus nehmen. Wir duckten uns natürlich bei jedem neuen näher kommenden Pfeifen nieder. Noch fünf weitere Geschosse schickten sie uns nach, welche vor und hinter, rechts und links von uns einschlugen. Ich hatte mich bis jetzt mit meiner Fahne, welche mein Kaffer mit sich auf dem Pferde führte, zu sicher gefühlt. Weit hinten wurden unsere Pferde von einem Buren aufgehalten. Alles flüchtete. Zu guter Letzt kamen wir auch noch hinter die sich flüchtende Artillerie und erhielten da Geschöß auf Geschöß. Es ist wirklich merkwürdig, wie die Engländer ihre Munition verschwenden. Auf einzelne Personen schießen sie, wenn es ihnen eben einfällt. Ob sie unsere Fahne gesehen oder nicht, weiß ich nicht.

Als wir zu unserem Lager zurückkamen, war eben kein Lager mehr da und die Wafferstromer über Berg und Thal. Kein Zelt mehr zu sehen; nur unten bei den Trauerweiden wehten uns noch die internationale und schweizer. Flagge entgegen. Charly, der Kaffer, den wir zurückgelassen, war auch schon mit Einpacken beschäftigt. In 20 Minuten war alles aufgeladen und wir zogen hinter den anderen her. Brandfort war im Besitz der Engländer.

Die Buren hatten hier circa drei Monate gelegen, ohne, wenigstens auf unserm Flügel, auch nur eine einzige Schanze zu bauen. Einer der Wafferstromer versicherte mir zwar, daß viele Schanzen angelegt worden seien, aber ich habe nie etwas davon gesehen und habe doch auf unserer Seite sämtliche Positionen bis Brandfort abgeritten. So kam es auch, daß bei dem ersten richtigen Angriff und der ersten richtigen Beschießung die Buren sich zurückziehen mußten. Verwundete habe ich an Ort und Stelle und am gleichen Tage nur etwa 10 gesehen und verwunden. Auf unserem Flügel wurde niemand getötet.

Unser Nachtlager schlugen wir schon drei Stunden von Brandfort auf. Am Morgen hatte ich von der Möglichkeit eines solchen Rückzuges noch keine Ahnung gehabt. Ich war eben im Begriffe, in dem Lager meinen gewohnten Morgenbesuch zu machen, als das Schießen anfang. Am anderen Morgen um 3 Uhr ließ ich wieder einspannen und zog nach Norden. Es hieß nun, am Betrifer müsse wieder Stellung gefaßt werden. Beim Betrifer hielt jedoch niemand an, alles flüchtete nach Smaldeel. So zogen wir auch bis dorthin. Ein Arzt der deutschen Ambulanz hatte hier ein Haus bezogen gehabt; er reiste jedoch schon am selben Abend wieder fort.

Ich setzte mich in diesem Hause fest. Am Abend mußten alle Buren aus Smaldeel heraus, nach dem Betrifer zurück, um Stellung zu nehmen. Ich richtete mich in dem von den Deutschen verlassenen Hause so gut wie möglich ein. Am folgenden Tage fand das

Gefecht am Betriver statt. Ich hatte unterdessen noch den Ambulanzwagen von Dr. Anthony von der Pretoria-Polizei (mit General de la Rey) übernommen, mit einem Weissen, Namens Kemplin, einem Kaffee und 8 Mauleseln. Dr. A. war nach Kronstadt abgereist. Wir zogen gegen Mittag nach dem Betriver hinaus. Die Engländer verschossen wieder viel Munition. Ich sah, daß in der Ebene unten an drei, gegen eine Stunde von einander entfernten Stellen Kanonen — wie viel, kann ich nicht sagen — aufgefahen waren. Es fielen auch viele Lydditbomben; sie verursachen in der Luft ein wirkliches Geheul, bersten mit ungeheurem Krachen und reißen kolossale Löcher in die Erde, verursachen meist wenig Schaden und wirken sozusagen nur moralisch. Die Buren saßen im Flußthale unten. Das Bombardement dauerte bis zum Anbruch der Dunkelheit; geradezu unheimlich blitzten diese Kanonen auf. Nachts zogen sich unsere Leute zurück und verließen auch zugleich Smalbeel; diese Nacht war kein waffentragender Bürger mehr im Dorfe.

Ich hatte in mein Haus 6 Schwerverwundete aufgenommen. Im Dorfe befanden sich noch die Ermelo-Ambulanz und ein holländischer Ambulanzwagen. Unter den Verwundeten waren zwei mit Bauchschüssen; bei dem einen war die Schrapnellkugel deutlich unter der Haut zu fühlen, und da er es absolut wünschte, schnitt ich die Kugel, natürlich aseptisch, heraus. Wie ich später gehört habe, ist der Betreffende, ein Artillerist, völlig genesen. — Was sagen Sie zu einem anderen Falle? Ein circa 50jähriger Papa erhielt einen Schuß durch die linke Clavicula hinein und rechts hinten neben dem inneren Schulterblatttrande heraus, also ein Lungenschuß in des Wortes vollster Bedeutung. Der Mann ritt noch sechs Meilen auf dem Pferde bis nach Smalbeel. Abends sah ich ihn auf einmal — ich traute meinen Augen kaum — am Tische sitzen und gemächlich seine Pfeife rauchen! Ich bedeutete ihm, daß das Rauchen gerade bei seiner Verwundung nicht eben angezeigt sei. — Was das Rauchen anbetrifft, so läßt ein Bur, wenn er nicht eben am Sterben ist, die Pfeife kaum aus dem Munde. In dem schönen Spital in Johannesburg konnten meine Kollegen das Rauchen in den Krankenzimmern nicht verbieten. — In dieser Nacht erwarteten wir jeden Augenblick die Ankunft der Engländer.

Am Morgen bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß zwei meiner Maulesel fort waren. Wir schickten David, Jim und Kleinboy auf die Suche, aber es vergingen eine, zwei Stunden, ohne daß die Jungens zurückkamen. In meiner Not ließ ich einfach zwei fremde Esel von der Weide holen und einspannen. Was die Kaffern anbetrifft, so verriet uns Charly später, seine Kollegen hätten vom Weglaufen gesprochen; sie wollten lieber zu den Engländern, denn dort würden sie bezahlt und hier seien sie nur „kommandiert“.

Der Ermeloer und der holländische Ambulanzwagen waren mit je zwei Verwundeten, die ich ihnen übergeben hatte, schon vor einiger Zeit weg. Wir zogen eben ab, als Leute von der Anhöhe herabkamen mit der Meldung, die Engländer rückten heran. Als wir eben mittags dicht neben der Eisenbahnlinie beim Abkochen waren, kam ein Zug — es war der Dynamitzug — in der Richtung von Sanspruit Stasi her und hielt dicht neben uns. Es entstiegen demselben General de la Rey und Dr. Anthony, welcher zu meiner Verwunderung wieder von Kronstadt zurückkam. Dr. A. blieb wieder bei uns, während der Zug mit General de la Rey nach Norden weiter fuhr. Kurze Zeit später flogen vor uns zwei ziemlich große Brücken in die Luft. Alles wurde gesprengt, die größte wie die kleinste Brücke. Bald kamen wir bei den zerstörten Bauten vorbei. „Es ist Jammer,“ wie der Bur sagt, wie viele Brücken gesprengt worden sind. Über den Sandriver führt eine ca. 300 Yards lange u. 40 Yards hohe, äußerst elegante Brücke. Auch sie fiel einige Tage später dem Kriege zum Opfer. Unterwegs brach uns der kleine Ambulanzwagen mitten entzwei. Meyer wollte ihn erst stehen lassen, ich ließ ihn aber, so gut es ging, wieder zusammenbinden und schleppte ihn mit. Alle Augenblicke ist der Wagen kaputt und immer muß an ihm herumrepariert werden, aber immer und immer wieder bringe ich ihn weiter und habe ihn jetzt noch.

Abends gelangten wir nach Sandspruit Stasi, luden da unsere Verwundeten in einen Zug und schickten sie mit einem Wärter nach Kronstadt. Dann überschritten wir die tiefe Drift des Sandspruits und lagerten auf der anderen Seite. In den nächsten Tagen zogen wir uns etwas weiter zurück. Auch die Buren retirierten einige Kilometer vom Sandriver. In Ventersburg Stasi blieben wir einige Tage. Am 8. Mai kam General Louis Botha an mit 2000 Mann und einigen Kanonen Verstärkung. Ich wurde ihm nachmittags vorgestellt durch General de la Rey. Botha ist ein einfacher, großer, breitschulteriger Mann, der nicht

viel Worte macht. Daraus, daß er mit dieser Verstärkung ankam, mußte man schließen, daß er entschlossen war, die Positionen bei Sandspruit zu halten. — An einem dieser Tage kam auch Dewet mit seinen Leuten von Tabanchu und Wepener herauf und stieß zu uns. Es war den Engländern nicht gelungen, ihn abzuschneiden.

Einer dieser Tage mußte ich Meyer nach Hause entlassen. Er hatte Heimweh nach Frau und Kind und besorgte seine Arbeit nicht mehr so gut wie im Anfang. Dafür kam ein Holländer, Herr Wickerling vom Informationsbureau des Roten Kreuzes aus Prätoria, zu mir, ein äußerst tüchtiger Mann, welcher noch heute bei mir ist. Zu gleicher Zeit entließ auch Dr. Anthony seinen Gehilfen und übergab mir schriftlich seine Ambulanz. Er selbst reiste definitiv nach Prätoria. Am 9. Mai griffen die Engländer die Positionen am Sandspruit an. Schon am frühen Morgen, bevor ein Schuß gefallen, war die Straße überfüllt mit Buren, welche sich zurückzogen. Es gab eben viele Buren, die des Fechtens müde namentlich nicht mehr hier in der Ebene kämpfen wollten. Um 12 Uhr war alles in vollem Rückzug begriffen. Mit Stöhr, Wickerling und noch zwei Buren, welche mir unterwegs Hilfe leisten sollten, fuhr ich weiter. Hier mußte ich zwei Pferde zurücklassen. Auf unserer Seite waren wieder sehr wenig Verwundete. Unsere Leute hatten 15 engl. Gefangene gemacht, davon zwei verwundet waren. Die Leute sahen sehr verwahrlost und entkräftet aus. Der allgemeine Rückzug ging bis nach Kroonstadt, wo wir erst nach 12 Uhr anlangten. Am folgenden Tage kurzer Widerstand südlich vom Vaalsriver bei Kroonstadt, der gegen Abend mit dem allgemeinen Rückzuge der Buren endete. Hier sah ich selbst den Präsidenten Steijn, wie er mit Aufbietung seiner ganzen Autorität die Buren zum Stehen zu bringen versuchte. Ich konnte diesen Abend nicht mehr weiter, meine Esel waren „gethan“ (vollständig abgearbeitet).

Es hieß, General French komme mit 6000 Mann Kavallerie von Hoopstadt her, um uns den Rückzug abzuschneiden. Samstag morgens den 12. Mai 1900 um 8 Uhr zogen auch wir aus dieser zweiten Hauptstadt des Freistaates fort, mit etwas trüben Gefühlen für die Zukunft der beiden Republiken im Herzen; denn daß Kroonstadt besser verteidigt werden würde, hatte ich doch mit aller Bestimmtheit erwartet. In der Nacht war von unseren Leuten das Lagerhaus und ein Teil der Station niedergebrannt worden; bei rauchenden Trümmern zogen wir vorbei, wo gestern noch Haufen von Vorräten gelegen hatten. Später hörte ich auch, daß man bei einem Einwohner eine große Menge von Feuerwerkskörpern verbrannt hatte, welche derselbe zum festlichen Empfang der Engländer bereit gehalten hatte.

Es hieß, es ziehe alles nach Vereinigung hinauf an den Vaalsfluß und wolle dort wieder Position fassen (Stellung nehmen). Wir hatten also eine lange Trekkerei (Zieherei) vor uns. Glücklicherweise war mir von dem Kommandanten des Wafferstrom-Kommandos ein Bur Namens Hatting, aus der Gegend von Ammersfort zugeteilt worden. Derselbe ist jetzt noch bei mir, leidet aber immer an Heimweh und wäre am glücklichsten, „wanneer de oorlog klaar was“ (wenn der Krieg zu Ende wäre).

Abends spannten wir bei Roodevall vor dem Rhenosterriver aus. Durch einen Nachzügler erhielt ich die Kunde, daß am Abend bei der Farm, an welcher wir gehalten hatten, ein engl. Streifcorps von 500 Mann gesehen worden sei. Diesen Mittag passierte mir bei der Station (Stasi) Honigspruit ein fideles Abenteuer. Bei einem unserer Lastwagen, sonst noch in gutem Zustande, war etwas am Rade entzwei, was sich nicht auf der Stelle reparieren ließ. Bei der Station sahen wir einen ähnlichen Wagen stehen. Hatting wollte nun das Rad vertauschen. Wie wir eben daran waren, zu probieren, ob das Rad auch wirklich passe, kam der Besitzer herausgerannt und fing mörderlich an zu schimpfen. Er wollte von einem solchen Tausche nichts wissen, obschon ich ihm Vorstellungen machte, ich müsse unbedingt weiter kommen, und dies sei mir mit meinem Rade nicht möglich. Zuletzt schlug er mir vor, den ganzen Wagen zu tauschen, und wohl oder übel mußte ich in den schlechten Handel einwilligen; sein Wagen war ein altes Möbel, das uns dann später oben in Transvaal richtig zusammenbrach.

Morgens um 1 Uhr ließ ich wieder einspannen. Wir meinten natürlich, die Buren seien über alle Berge. Beim Rhenosterriver hingegen stießen wir wieder auf Kommandos. Hier sollte der Feind unter allen Umständen aufgehalten werden. Es ist, soviel ich von der Sache verstehe, eine ausgezeichnete Position. Der Bur im allgemeinen nennt Position ziemlich steile Hügel mit möglichst vielen Klipps (Felsblöcken), hinter denen er sich verbergen kann. Er bedenkt dabei nicht, daß es für die Artillerie viel leichter ist, einen erhabenen Punkt zu

befchießen, als einen solchen in der Ebene. Kommt man in die Nähe des Rhenosterriver, so kann man auf ein paar Hundert Meter noch kaum bemerken, daß hier ein Fluß vorhanden ist; denn scharf in die Ebene, ohne jegliche Ufererhöhung, ist der Fluß tief eingeschnitten. Das Niveau des Wassers liegt 12—15 Meter unter demjenigen der Ebene. Hier im Flußbett nun hätten sich die Buren postieren sollen. Circa 1000—1500 Meter nordwärts vom River finden sich mächtige Hügel, auf welchen die Artillerie hätte Stellung nehmen können. Dies war, soviel ich weiß, der Plan Louis Bothas. Die Engländer schienen den Braten gerochen zu haben, wenigstens griffen sie später gar nicht von dieser Seite an, sondern machten eine Umgehung gegen Heilbronn zu.

Ich bezog eine Farm ungefähr 20 Minuten nordwärts vom River, das einzige verfügbare Haus in der Umgebung. Zwischen dieser Farm Loewenspruit und dem River liegt die Station Kopjes. Acht Tage blieben wir in der Farm, ohne daß etwas Besonderes vorkam. In dieser Woche kam ein „Long Tom“ mit Major Wolmarans und Obertierarzt Theiler nach Kopjes. Am Sonntag den 20. Mai 1900 erhielt das Wasserstrom-Kommando den Befehl, nach Volksrust an den Majuba Hill zu verziehen. Mir blieb nichts anderes zu thun übrig, als mit dem Kommando zu gehen. Ich wäre, offen gestanden, lieber da geblieben, da man da eine Hauptschlacht erwartete. Ich zog mit dem Kommando an die Grenze und ver lud meine Wagen auf die Eisenbahn. In Vereinigung kam schon nach zwei Tagen der Long Tom wieder zurück. Die Engländer waren ostwärts in Heilbronn eingedrungen. Die Eisenbahnfahrt nach Volksrust ist beinahe das unangenehmste und härteste, was ich im Kriege durchgemacht habe. Sie dauerte von Montag bis Mittwochmorgen. Es gab in unserem Zuge keine Personenwagen und wir mußten die ganze Fahrt in offenem Güterwagen machen. Ich telegraphierte meinen Kollegen in Johannesburg, daß ich nach Majuba gehe, konnte mich natürlich nicht persönlich zu ihnen begeben. Meine Leute und ich sind während dieser Fahrt beinahe erfroren. Wir hatten nichts anderes zu essen, als Corned Beef und etwas hartes Brod. Feuer konnten wir natürlich auch nicht machen. Thee bereiteten wir uns, indem wir immer an den Stationen warmes Wasser aus der Lokomotive holten, d. h. das Holen war nicht so einfach, denn wir mußten das warme Wasser gegen Rum, von dem wir noch etwas bei uns hatten, bei dem Lokomotivführer umtauschen. Denn, wenn er jedem gratis Wasser gegeben hätte, so hätten ihm die Kommandos im Nu die Lokomotive leer getrunken. Und da das Wasser hier zu Lande nicht überall erhältlich ist, so wären wir vielleicht irgend wo stecken geblieben. Daß dies der wirkliche Grund seines Geizes war, kann ich nicht mit Sicherheit behaupten, doch Thatsache ist, er gab uns das Lokomotivwasser nur gegen einen Gegenwert, und da hier sehr strenge Alkoholgesetze bestehen, bezahlt man besser, als mit Geld, mit . . . Schnaps. Mittwoch morgens um ein Uhr kamen wir halberfroren in Volksrust an. Sie denken vielleicht, man hätte sich an den Stationen etwas kaufen können, in Gladsfontein bei Johannesburg gab es noch Kaffee, anderswo gab's überhaupt nichts mehr. Ich hatte mich in dem Eisenbahnzuge in den kleinen Ambulanzwagen gelegt. Zum Abladen war es ja zu spät, resp. zu früh. Wir konnten aber diese Nacht beinahe kein Auge zuthun, denn noch anderthalb Stunden wurde mit unserem Zuge manövriert und wir wurden schauerhaft herumgeworfen. Ich verwünschte die Engländer, die Buren, überhaupt den ganzen Krieg.

Die Wasserstromer bezogen Stellungen zwischen Majuba Hill und Poywen (ich weiß nicht, ob sich der Berg so schreibt, der Name wird so ausgesprochen). Zuerst hatte ich die Absicht, nach Charlestown zu gehen, doch fand ich dort kein geeignetes Haus. So blieben wir in Volksrust, einige Zeit in unseren Zelten, dann bezogen wir ein gut eingerichtetes englisches Haus, das vom Besitzer verlassen worden war, mit Salon, Klavier und Spiel-
dojen. Daneben standen noch zwei andere verlassene Häuser zu unserer Verfügung. In Volksrust befand sich seit längerer Zeit im Transvaal Hotel das russische Hospital; in Charlestown die Bekett'sche Ambulanz unter dem russischen Dr. Eberhardt. Dann kam bald auch die deutsche Ambulanz mit Dr. Albrecht und Dr. Tilemann an. Wir ließen es uns hier wieder ein bißchen wohl sein. Ich hatte inzwischen von der ehemaligen Watt'schen Ambulanz (meinem Vorgänger beim Wasserstromlager) 2 Pferde und einen schönen Lastwagen mit 8 Maulefeln übernommen. Es waren noch ein Dr. van Gelder, Holländer Jurist, ehemaliger stud. med., der schon fünf Monate bei der Watt'schen Ambulanz gewesen, ferner ein deutscher Dr. Mögenburg, der früher eine selbständige Ambulanz geleitet hatte, dann ein Herr Wulff, Deutsch-Afrikaner, zu mir gekommen. Wulff brachte zwei Pferde und einen Kaffer

mit. In Volkskrust selbst ließ ich mir noch drei neue Kaffern kommandieren, die sich allerdings unter aller Kritik dumm und ungelehrig anstellten und mir glücklicherweise nach einiger Zeit wieder davonliefen. Ich verfügte also nun, und dies ist auch noch der heutige Bestand der Ambulanz (mit Ausnahme eines Wagens, der uns zusammenbrach, welchen ich aber bald wieder ersetzen werde), über sechs Weiße, sechs Kaffern, sieben Reitpferde (eines der Watt'schen Pferde ließ ich wegen beginnender Alterschwäche zurück, zwei Pferde hatte ich im Freistaate zurückgelassen und ein schöner blauer Basutoponny, den mir ein Patient geschenkt hatte, war mir in Kopjes gestohlen worden), 26 Maulesel, zwei Lastwagen, einen großen und einen kleinen Ambulanzwagen, fünf Zelte, vier Tragbahren.

Was es heißt, diese ganze Geschichte zusammenzuhalten, kann nur der beurteilen, welcher hier im Lande zu Kriegszeiten bekannt ist. Vor allen ist ein wichtiger Punkt, der Ihnen vielleicht etwas unglaublich vorkommt, zu beachten: Lassen Sie ein Pferd, einen Sattel, einen Zaum, Sporen oder irgend etwas anderes Brauchbares aus den Augen, oder lassen Sie auf die Sachen nicht genau aufpassen, so riskieren Sie, daß Ihnen die Sachen im Handumdrehen wegkommen. Mir wurde bis jetzt nur ein Pferd, ein Zaum und mein eidgenössischer Revolver gestohlen; d. h. nicht „gestohlen“, dieses Wort darf man hier nicht brauchen, man sagt hier „Beut' machen“. Bei einer Ambulanz wird aus einer gewissen Sache etwas weniger Beut gemacht als sonst irgendwo, aber gebeutet wird gleichwohl.

Alle zwei Tage fuhr ich oder einer meiner beiden Doktoren ins Lager hinüber. Die Stellungen wurden natürlich jeden Tag bombardiert. Man kannte aber ungefähr die Zeit, wann geschossen wurde, und ich richtete es immer so ein, daß wir nicht gerade ins Feuer kamen. Das Lager stand hinter einem Hügel; im Lager selbst war man sicher, die Geschosse flogen über dasselbe hinweg, aber der Weg zum Lager war den Geschossen sehr ausgesetzt. Wir hatten immer Glück, nur Dr. Mögenburg und Herr Wulff kamen einmal mitten in die Schießerei.

Hier in Volkskrust bekam ich ein Telegramm von meinen Kollegen, ich solle auch nach Johannesburg kommen. Wie gerne wäre ich gegangen, doch konnte ich die Ambulanz nicht einfach im Stiche lassen. Erstens mußte ich einen Arzt haben, welcher mich offiziell vertrat, und zweitens hatte ich eine Anzahl Kisten bei mir, die ich nicht gerne einem anderen überlassen wollte (wie z. B. Kiste Nr. 1). Wenige Tage nach dieser Mitteilung seitens meiner Kollegen war ich ganz abgeschnitten und erhielt keine Antwort mehr. In Volkskrust nahm man unsere Telegramme zwar an, doch beantwortet wurden dieselben nie mehr. Von diesem Zeitpunkt an, also anfangs Juni, weiß ich nichts mehr von meinen Kollegen. Herr Dr. Jacobs von der Medical Commissie teilte mir später mit, daß dieselben im Spital zu Johannesburg zurückgeblieben seien. Nun konnte ich natürlich nicht mehr ins Spital zurück und mußte nolens volens beim Kommando bleiben.

Ich werde jetzt ganz kurz, sonst komme ich nicht zu Ende.

Der gleiche Zustand dauerte ca. drei Wochen an. Die Engländer beschossen jeden Tag unsere Positionen, etwas Neues aber passierte nicht. Auf einmal kam die Kunde, die Engländer wollten den Botha-Paß, südwestlich von Majuba Hill aus Natal in den Freistaat führend, stürmen. Es schien mir dies um so wahrscheinlicher, als sie kurz vorher einen dreitägigen Waffenstillstand verlangt hatten, welcher ihnen dummerweise auch gewährt wurde.

Sonntag den 10. Mai 1900 brachte man mir von Almanns Neck her eine Anzahl Verwundeter. Almanns Neck befindet sich südwestlich von Volkskrust. Die Engländer hatten Botha-Paß genommen und waren aus Natal in den Freistaat eingedrungen. Nachts kam Bericht, ich müsse noch weitere Verwundete in Almanns Neck (2 Std. zu Pferd entfernt) holen. Ich kam erst morgens drei Uhr wieder zurück (ich hatte beide Ambulanzwagen mitgenommen) mit fünf Schwerverwundeten. Der Arzt des Leydenburg-Kommandos, welchem die Verwundeten angehörten, war nicht zu finden gewesen. Die meisten Ambulanzen waren fort, das russische Hospital war schon vor 14 Tagen aufgebrochen. Montags kamen neue Verwundete an; in der Nacht bekam ich wieder Nachricht, ich müsse sofort nach Sandspruit Stasi kommen (zwei Stunden zu Pferd), da dort noch mehr Verletzte lägen. Ich konnte natürlich die Verwundeten in meinem Hause nicht allein lassen und schickte Dr. van Gelder mit einem Ambulanzwagen hinaus. Morgens vier Uhr brachte er mir zwei Schwerverletzte; die übrigen hatte er an Ort und Stelle verbunden.

Ich war wieder in der gleichen Lage wie in Smalbeel: Buren weg, alle Ambulanzen

weg (die Deutschen Dr. Albrecht und Dr. Tilemann waren Montag abends fort), in zwei Häusern lagen 14 zum Teil Schwerverwundete. Ich schickte von diesen weg, was mir möglich war, teils mit den beiden letzten Zügen, welche von Volksrust nach Standerton abgingen, teils per Wagen nach Ermelo (es hieß, in Standerton befände sich eine Art Hospital). Dienstag morgens blieben mir eben noch vier Schwerverwundete. Die Reise nach Ermelo hätten dieselben nicht ertragen. In Volksrust gab es kein Hospital mehr, keinen Arzt außer mir (ich rechne einen russischen Juden, ehemaligen Feldscherer, der hier herumquacksalbert, nicht zu unserer Zunft). Und zudem baten mich die Verwundeten inständig, sie doch ja nicht zurückzulassen. In diesem Trubel bekomme ich auf einmal von General Christian Botha noch Ordre, nach Almanns Neck, wie oben bemerkt zwei Stunden zu Pferd entfernt, zu fahren und dort zwei Tote, die nicht begraben worden waren, zurückzuholen. Die Buren sind für ihre Toten stets sehr besorgt, und oft muß hier die Ambulanz Totengräberdienste thun. Die Ordre war begleitet von einem Schreiben Christian Bothas an den kommandierenden englischen Offizier, mir die Toten herauszugeben. Für mich war es ein Ding der Unmöglichkeit dem Verlangen zu entsprechen. Zuerst mußte ich die Verwundeten besorgen; ich lud dieselben auf und fuhr nach Wafferstrom, Hauptort des Distriktes Wafferstrom. Dort war, wie ich gehört hatte, in einem Pensionat Betten, um Verwundete aufzunehmen, eingerichtet worden.

Unter den Verwundeten hatte einer einen Schuß erhalten, hinten durch das Kreuzbein hinein und vorne in der Leistengegend dicht neben dem Scrotum heraus. Einem anderen war von einer Schrapnellkugel der Oberarm auf etwa 12 cm. Länge bis in das Ellenbogengelenk hinein zersplittert. Außerdem war ihm eine Schrapnellkugel in die rechte Schulterblattgegend eingedrungen. Einem Holländer war die rechte Achsel von einem Granatsplitter bis in das Gelenk hinein abgerissen. Ohne Verband war er noch angeritten gekommen und der Mond schien ihm direkt in das Gelenk hinein. Ein Kaffer endlich hatte den merkwürdigsten Schuß, den ich je gesehen habe. Auf dem Pferde sitzend, vornüber gebeugt, hatte ihn beim Fliehen von hinten eine Kugel erreicht, welche auf der linken Seite in halber Rückenhöhe in der Mitte zwischen innerem Rand des Schulterblattes und der Wirbelsäule hinein und direkt unter dem unteren Rand des rechten Auges heraus ging. Der Patient fühlte sich wohl, aß und trank, saß mir zum Photographieren und zeigte nur einen geschwollenen rechten Backen, ungefähr wie jemand bei Zahnweh eine geschwollene Wange bekommt.

Ich nahm also die vier Patienten mit mir. Gegen Mittag verließ ich das Dorf. Die Engländer waren schon in Charlestown, circa 20 Minuten von uns entfernt. Unterwegs hatte ich noch das Unglück, daß mir einer der Lastwagen zusammenbrach (es war derjenige, den ich im Freistaat eingetauscht hatte). Was sollte ich machen? Ich ließ zwei Kaffern unter dem Wagen schlafen und am anderen Tage dann die Ladung von Wafferstrom aus holen. Der Wagen selbst war nicht mehr reparaturfähig. — In Wafferstrom befanden wir uns in einem ehemaligen Damenpensionate, welches von einem Pfarrer geleitet wurde, sehr gut. Es befand sich auch hier Dr. Watt, Distriktsarzt von Wafferstrom, welchen ich bei seinem Kommando abgelöst hatte, und der nun hier wieder seiner Privatpraxis oblag. Er half mir freundlichst bei der Besorgung unserer Patienten.

Schon am folgenden Tag kamen die Engländer ins Dorf, d. h. 1 Offizier mit einer Ordonnanz, während die Truppen vor dem Städtchen lagen. Dies ist das erste und einzige Mal, daß ich den Engländern in die Hände gefallen bin. Sie nahmen die Fahne vom Landroft-Bureau ab, hielten die englische, und der Landroft unterzeichnete auf die Drohungen des Offizieres, er würde das Dorf bombardieren, ein Schreiben, worin er den Distrikt Wafferstrom den Engländern übergab. Der betreffende Landroft sitzt, nebenbei bemerkt, gegenwärtig im Dronk (Gefängnis) zu Carolina, denn Wafferstrom wurde bald wieder von unseren Leuten genommen. Von dem englischen Major verlangte ich einen Freipaß nach Ermelo, damit ich mich bei etwa anzutreffenden Patrouillen gut ausweisen könne. Ziemlich hochnastig versetzte mir der Offizier, einen Paß könne er mir nicht geben, überhaupt ließen die Engländer die Ambulanzen immer in Ruhe. Dies stimmte nun allerdings nicht mit dem, was mir Dr. Albrecht, von der deutschen Ambulanz, kurz vorher erzählt hatte, überein. Er war in Natal gefangen worden, man nahm ihn mit zurück, und weil er angeblich ein paar verwundete Buren noch habe ent schlüpfen lassen, setzte man ihn 6 Tage ins Loch. Er mußte die Zelle mit einem Pferdedieb und einem anderen zweifelhaften Subjekte teilen, habe eine ganz miserable Verpflegung gehabt und sei erst wieder, wenn ich nicht irre, auf Reklamationen von

Seiten des deutschen Konsuls freigelassen worden. Dr. Reihling war auch oben in Natal gefangen worden; ich habe ihn persönlich oben in Machadodorp gesprochen. Man hat ihm sein ganzes Hab und Gut, Maulesel und Wagen abgenommen und ihn nach Durban transportiert, von wo er über Lorenzo-Marques nach Machadodorp zurückkam. Er mußte sich hier ein Zelt leihen, um nur Unterkunft zu finden.

Auf jeden Fall mußte ich noch einen Tag in Wafferstrom bleiben, da ich am folgenden Tage bei dem Patienten mit zerschmettertem Oberarm eine Amputation vornehmen mußte. Denn bei der Untersuchung in Narkose hatte sich herausgestellt, daß die Zerstörung des Knochens eine viel zu große war, als daß man dem Patienten den Arm hätte erhalten können. Nachdem dies geschehen, übergab ich die Kranken zur weiteren Verpflegung an Dr. Watt.

Donnerstag den 14. Mai 1900 zogen wir mittags weiter. In zwei Tagen kamen wir nach Ammersfort. Die Einzelheiten der Reise kann ich Ihnen natürlich nicht erzählen. Was die Engländer anbetrifft, so trafen wir nur eine Patrouille von sieben Mann, welche uns aber vollständig in Ruhe ließ.

In Ammersfort (an der direkten Linie von Volksrust nach Ermelo gelegen, nicht wie auf der Paul Langhans'schen Karte westlich davon) stießen wir zum ersten Male wieder auf Buren: auf das Leydenburg Kommando und auf die Staatsartillerie. Ammersfort ist ein kleines Nest, alle Häuser einstöckig, meist aus Wellblech, ein paar größere jüdische Stores, eine kleine Kirche (die Glocke hängt an einem kleinen Holzgerüste daneben) voilà tout. Das Wasser war sehr schlecht und Brennholz nicht aufzutreiben. Hatting, der Bur, wohnt in der Nähe von Ammersfort, ich mußte mich schon seinetwegen hier einen Tag aufhalten. Am Samstag zogen die Leydenburger, die Artillerie und die russische Ambulanz, welche wir hier eingeholt hatten, weiter nach Norden. Wo mein Kommando hingeraten war, wußte ich nicht. Von Volksrust ab hatte ich von den Wafferstromern nichts mehr gesehen. Die meisten hatten sich wohl nach Hause begeben. Später hieß es dann, das Kommando sei, wenigstens teilweise, wieder bei Grasneck, südlich von Ammersfort; es muß sich demnach wieder gesammelt haben.

Sonntag Morgen den 17. Juni ließ ich wieder einspannen. Mittags fing es stark zu regnen an und wir konnten unser Ziel, Begin der Lijn, nicht mehr erreichen. Ein großes, ganz verschlossenes Haus stand da, das uns bei dem schlechten Wetter zur Einquartierung einlud. Daneben befand sich noch eine große Scheune und ein kleines bewohntes Häuschen. Der Inwohner des letzteren erklärte aber, wir könnten weder in das größere Haus noch in die Scheune, der Besitzer sei bei dem Platrande totgeschossen worden, die Familie hätte alles verschlossen und sei weggezogen. Also dies verlangte der Kerl von uns: daß sieben Weiße, ganz durchnäßt, draußen schlafen sollten, wenn ein paar leere Häuser daneben standen. Ich ließ ohne weiteres die Scheune aufsprengen, welche mit Draht gut verschlossen war. Später stellte es sich dann heraus, daß die Scheune dem Besitzer des kleinen Häuschens gehörte.

Montags bei anbrechender Dunkelheit kamen wir in Ermelo an. Beim Landroft verlangte ich, daß er uns ein Haus zur Verfügung stelle. Er wies uns die Freimaurerloge an, worin drei Kranke, darunter ein Verwundeter, lagen. — In Ermelo gibt es drei Ärzte, aber noch keiner hatte nach den Kranken gesehen. Man hatte ihnen ein klein wenig zu essen gebracht. Anderthalb Tage lang mußten wir die Leute aus dem Ambulanzgute füttern, ob schon wir selbst beinahe nichts mehr besaßen. Erst nach dieser Zeit konnte ich vom Landroft erlangen, daß den Kranken zu bestimmten Stunden Essen gebracht wurde.

An diesem Abend waren in Ermelo von Lindley her (im Freistaat) über Standerton 600 englische Kriegsgefangene angekommen. Am anderen Tage ritt ich zum Camp hinauf und behandelte in einem Tage 86 Patienten, worunter nur ein paar Leichtverwundete. Die Leute waren nicht eben im besten Zustande; bei vielen wimmelte es von Kleiderläusen. Hier in Ermelo war ich einige Zeit lang damit beschäftigt, die etwas verlotterte Ambulanz auf eine gewisse Höhe zu bringen, und deshalb requirierte ich Proviant und neue Kleider für meine Leute.

Nach einiger Zeit rückte die Artillerie wieder nach Süden, das Ermelo-Kommando zog aus und bald hörte man, Wafferstrom sei wieder in unserem Besitze. Da es mir als absolut notwendig erschien, für allfällige Krankentransporte eine Zwischenstation zu errichten (von Volksrust bis Machadodorp befand sich weder Hospital noch Lazaret; alle Ambulanzen waren nach Machadodorp gezogen, mit Ausnahme von Dr. Tilemann [deutsche Ambulanz], der wieder

nach Ammeresfort zurückgekehrt war), so ersuchte ich den Landroft, ein Damenkomitee einzuberufen, das für die Verpflegung von hier durchkommenden Kranken und Verwundeten sich parat machen sollte. Ich selbst suchte ein Haus aus, ein ehemaliges minderwertiges Hotel, und errichtete da ein kleines Spital. Es waren inzwischen noch einige Kranke und Verwundete hinzugekommen. Der Landroft war von der Medical Commissie in Machadodorp telegraphisch angewiesen worden, mir alles Notwendige zur Verfügung zu stellen.

Nun passierte etwas Interessantes. Ich hatte natürlich nie die Absicht gehabt, für längere Zeit hier in Ermelo im Hospital zu bleiben, da ja hier auch die geringsten Hilfsmittel und Einrichtungen zu einem einigermaßen komfortablen Hospital fehlten und in ganz Ermelo und Umgebung kein geschulter Krankenwärter oder Pflegerin aufzutreiben war. Ich hatte das Spital aus dem einfachen Grunde errichtet, weil ich diese Zwischenstation für absolut notwendig erachtete und weil von drei hier anwesenden Ärzten sich noch keiner um etwas derartiges gekümmert hatte. Nach cirka einer Woche wurde ich zum Landroft gerufen, der an mich die Anfrage richtete: es befinde sich hier der Distriktsarzt des Distrikts Ermelo; alle pekuniären Aufwendungen für das von mir errichtete Hospital würden aus einem hier existierenden Fonds bestritten; ob ich nun nicht meine, daß es gut sei, wenn der Distriktsarzt die Leitung des Spitals übernehme; ich solle ruhig in letzterem verbleiben und weiter arbeiten, nur wolle Dr. Eberard (ein Engländer, der vor 18 Jahren herausgekommen war) die Oberleitung übernehmen.

Ich lehnte natürlich rundweg ab. Dr. Eberard und dem Landroft, mit denen ich abends eine Besprechung hatte, erklärte ich: erstens sei das von mir eingerichtete Spital ein Spital der hohen transvaalschen Regierung und nicht des Distrikts Ermelo; der Landroft sei angewiesen worden, mir alles Notwendige zur Verfügung zu stellen; wo er die Sachen hernehme, sei mir gleichgültig, ob aus einem Fonds oder anderswoher; was ich brauche, werde eben kommandiert; zweitens, daß ich sicher sein müsse, daß die Kranken, so lange ich im Spital sei, einigermaßen nach wissenschaftlichen Grundsätzen behandelt würden, wofür mir ein vor 18 Jahren hier herausgekommener Afrikaner Doktor absolut keine Garantie biete.

Auf dieses hin hatten die beiden Herren genug, und Dr. Eberard war ganz zufrieden, als ich ihm versprach, ihm bei meinem Weggehen von Ermelo das Hospital übergeben zu wollen. Die tieferen Gründe der echt kleinstädtischen Intrigue brachte ich bald heraus. Wie oben schon erwähnt, hat jeder Distrikt einen Distriktsarzt, wie bei uns etwa ein Bezirk einen Bezirksarzt hat. Der Distriktsarzt ist zu gleicher Zeit auch der Militärarzt des betreffenden Distriktkommandos. Nun war Eberard zu gleicher Zeit mit mir aus dem Freistaate zurückgekommen. Sein Kommando war wieder ausgezogen und er hatte zu der Ermelo-Ambulanz für einige Zeit einen Ersatzmann gestellt. Wurde er nun, und wäre dies auch nur nominell, Direktor eines Ermelo-Hospitals, so brauchte er überhaupt während des ganzen Krieges nicht mehr mit dem Ermelo-Kommando zu gehen und konnte sein säuberlich zu Hause bleiben. Dieses wurde mir später von einem Ermeloer Einwohner auseinandergesetzt.

Sie sehen, man erlebt hier ganz nette Sachen. Dr. Eberard hatte noch keinen meiner Patienten gesehen, noch keinen Fuß ins Hospital gesetzt und sich überhaupt um das Zustandekommen des Spitals nicht im geringsten gekümmert. Man empfindet es gerade nicht sehr unangenehm, wenn einem ein Verdienst, und sei es ein noch so kleines, einfach vor der Nase weggeschnappt werden soll.

Item — die Kommandos waren wieder nach Süden gezogen, ebenso die Artillerie. Südlich von Ermelo befand sich nur Dr. Tilemann und der Ersatzmann Dr. Eberards, und da wir uns genug ausgeruht hatten, wollte ich auch wieder gerne fort. Doch hatte ich bis jetzt trotz vielfachen Telegraphierens nach Machadodorp weder einen Brief noch eine Zeitung erhalten. Ich beschloß also selbst nach M. zu gehen, um auf der Post nachzufragen.

Letzten Freitag fuhr ich mit Hatting und einem Kaffer in dem kleinen Ambulanzwagen mit sechs Mauleseln nach Machadodorp. Es ist ein weiter Weg. Zum ersten Male auf meiner ganzen Reise setzte ich mich in einen Wagen. Den ganzen Weg bisher hatte ich zu Pferde gemacht. Ich bereute es, kein Pferd genommen zu haben, denn es ist wirklich kein Vergnügen, auf diesen holperigen Straßen in dem Wagen herumgeworfen zu werden. Wir fuhren diese Strecke von morgens 8 Uhr bis anderen Tages halb 5 Uhr, ein Beweis für die Mobilität meines kleinen Ambulanzwagens. Die Kaffernpost fährt von morgens 3 bis abends 6½ Uhr, wechselt aber alle 3 Stunden die Maulesel. Ich mußte natürlich den Hin- und Rückweg mit

den gleichen Tieren machen, somit von Zeit zu Zeit ausspannen und den Eseln Ruhe gönnen. Da ich im Sinne hatte, sofort nach meiner Rückkehr nach Ermelo südlich zu ziehen, übergab ich vor meiner Abreise das Hospital an Dr. Eberard. Der Herr Kollege bat mich Dr. van Gelder bis zu meiner Rückkehr im Spital zu lassen, er habe noch keine geeignete Person gefunden, um van Gelder zu ersetzen. Später nach meiner Rückkehr, wie ich im Begriffe war mit meiner Ambulanz fortzuziehen, wurde ich vom Landrosten gefragt, ob ich nicht Dr. van Gelder definitiv im Spital lassen wollte, sie hätten nämlich den Mann nötig. Ich willigte sofort ein. Schon vor einiger Zeit hatte ich van Gelder im Verdacht gehabt, daß er bei dieser nicht gerade netten Geschichte doppeltes Spiel gespielt hatte. Leute hatte ich ja genug in der Ambulanz. Sie sehen hieraus, daß das frühere Verlangen Eberards, die Direktion des Spitals übernehmen zu wollen, jedenfalls ein in keiner Weise berechtigtes war, da er ja, um dasselbe weiter zu führen, genötigt war, mir einen meiner Leute abtrünnig zu machen.

In Machadodorp liegen eine Menge Ambulanzen, einige Kommandos und eine größere Anzahl Kanonen. Hier hält sich gegenwärtig der Staatssekretär Reitz auf. Er wohnt in einem Eisenbahnwagen und fährt jeden Tag in einem Spezialzug zum Präsidenten nach Watervallonder. Ich wurde ihm noch am Abend meiner Ankunft durch den Artillerielieutenant du Toit vorgestellt.

Reitz ist ein ganz einfacher, höchst liebenswürdiger Mann. Wie er hörte, daß ich Schwierigkeiten habe, ein Unterkommen zu finden, lud er mich sofort ein, mit ihm im Eisenbahnwagen zu schlafen. Da wir gehofft hatten, im Hotel Unterkunft zu finden, hatten wir kein Zelt mitgenommen. Das Hotel war aber besetzt und wir fanden nur noch im Billardzimmer Raum zum Schlafen. Man spielte den ganzen Abend auf dem ungeheuren englischen Billard und neben diesem war nicht mehr viel Raum. Ich ließ aber unsere Matratzen und Decken, welche wir glücklicherweise mitgebracht hatten, hereinbringen, zog mich coram publico ruhig aus und legte mich zur Ruhe, welche ich aber vorläufig noch nicht fand. Unglücklicherweise befand sich das Markierbrett gerade über meinem Kopf. Bei jeder Gelegenheit erhielt ich einen Stoß. Dabei spuckten die Brüder ganz unheimlich um sich, und meine Decken wurden verschiedentlich in unangenehmer Weise befeuchtet. Man erlebt hier in Afrika viel Neues; es ist mir zum Beispiel noch nie vorgekommen, in einem Raume schlafen zu müssen, wo sechs Kerls um ein Billard herumturnen. Am folgenden Morgen kam dann der Besitzer und verlangte noch für den Raum, den er uns im Billardzimmer zur Verfügung gestellt hatte, Bezahlung.

Mit Reitz fuhr ich anderen Tages nach Watervallonder. Der Präsident der Medical Commissee, Dr. Jacobs, Schwiegersohn des Schwiegersohnes des Präsidenten, wohnt mit diesem in einem kleinen Häuschen, welches ganz von Bäumen verdeckt ist. Der Präsident sieht noch ebenso frisch und rüstig aus, wie ich ihn in Pretoria gesehen habe. Überhaupt sind die beiden Alten noch so zäh wie Eisen. „So lange wir noch 500 Mann und 10 Patronen haben, halten wir aus!“ sagte Reitz zu mir.

Hier um Watervallonder herum sind die Positionen wirklich wundervoll. Ich glaube, wenn nur noch 2000 Mann und die Kanonen standhalten, so werden die Engländer hier nicht durchkommen. Was die Landschaft anbetrifft, erinnert sie einem etwas an die Schweiz. Watervallonder selber liegt in einem tiefen Thalkessel, von steil aufsteigenden Bergen umgeben. Das Thal ist mit Eucalyptus- und anderen jetzt grünen Bäumen bewachsen, was man als wohlthuenden Kontrast empfindet gegenüber den trostlos öden Grassteppen des Hochfeldes. Hoffentlich halten sich die Buren hier so lange, bis irgend eine Macht in Europa sich aufrafft und interveniert. Die Buren denken vorläufig noch nicht an Übergabe, denn Louis Botha steht in der Nähe von Pretoria, Christian Botha ist wieder bei Valkrust und Dewet bringt den Engländern Schlag auf Schlag bei. Der Feind ist beinahe mehr abgeschnitten als wir. Eine Frau, die vor einigen Tagen aus Johannesburg herauskam und mit uns zusammen zum Präsidenten fuhr, erzählte, aller Proviant komme nur per Ochsenwagen nach Johannesburg; das dortige Hospital sei überfüllt, es finden sich darin 7—800 Patienten und es herrsche dort eine ansteckende Krankheit — sie redete von Pest — und täglich würden dort Leichen verbrannt.

Sie können sich denken, wie schwer es mir wurde, von der Eisenbahn nach der Front zurückzukehren. In 12 Stunden war ich in Lorenzo und hätte das am 14. abgehende Schiff benutzen können. Reitz, dem ich dieses auch sagte, meinte: „Ihr Name ist doch Suter,

also Sie kennen doch das Sprichwort: Ne sutor ultra crepidam.“ Er meinte damit natürlich, ich solle nicht darauflaufen.

Wie Sie aus dem Berichte ersehen, habe ich ziemlich viel durchgemacht. Ich habe manchen Kilometer abgeritten, doch glücklicherweise meine Ambulanz immer noch gut durchgebracht. Sie werden es begreifen, wenn ich mich wieder nach einem weniger zigeunerhaften Leben sehne. Dennoch habe ich mich entschlossen, für einige Zeit hier zu bleiben. So lange meine Medikamente hinreichen, werde ich noch aushalten, namentlich da ich jetzt dem Stabe Christian Bothas zugeteilt bin. Christian Botha ist der Bruder des Generalkommandanten L. Botha und Höchstkommandierender der Truppen im östlichen Teile Transvaals. Er steht gegenwärtig bei Grasneck, südlich von Ammersfort. Er führt den Titel „Assistent Generalkommandant“.

Von Machadodorp bin ich Dienstag Abends 8 Uhr abgefahren und war am Donnerstagnorgen wieder in Ermelo. Sobald sich die Maulesel ausgeruht haben werden, gehe ich nach Grasneck. Ich denke mit meinen Vorräten noch anderthalb Monat auszukommen und dann habe ich im ganzen 4 $\frac{1}{2}$ Monate im Felde gelegen.

Bis jetzt habe ich an etwa 1000 Patienten circa 1300 Konsultationen erteilt. Verwundete habe ich allerdings nur ungefähr 100 behandelt. Sie müssen immer bedenken, daß ich bis jetzt nur einfacher Kommando-Arzt war und als solcher nicht die Gelegenheit hatte, eine größere Anzahl von Verwundeten an Sammelstellen bei einander zu finden. Es gibt überhaupt bei dieser Retirade unglaublich wenig Verwundete.

Was die Verwundungen anbetrifft, so ist der allgemeine Eindruck der, daß die auf beiden Seiten in Gebrauch stehenden Handwaffen, wenn die Normalgeschosse zur Anwendung kommen, im allgemeinen äußerst humane Verletzungen machen. Einzelheiten werde ich im Schlußbericht erwähnen.

Ich bin also hier von meinen Kollegen und vom deutschen Konsul ganz abgeschnitten. Meine Finanzen gehen zur Neige und die Leute bei meiner Ambulanz haben auch nichts mehr. (Vor meiner Abreise von Johannesburg hatte ich noch von jedem meiner Kollegen 20 Pfund bekommen; die Sendung an den deutschen Konsul aber kam zu spät, als daß ich davon etwas hätte erheben können.) Ich möchte Sie daher bitten, mir telegraphisch genügend Geld zur Heimreise an Tobler & Co. in Lorenzo Marquez zu senden. Außer dem, was ich bei meiner Abreise mit mir nahm, liegen alle Kisten und Kasten, auch mein eigener großer Koffer mit meinen persönlichen Effekten, in Pretoria (mein Koffer bei dem Portier im Transvaal-Hotel in Pretoria, ich werde ihn wohl nie wiedersehen). Die Feldbetten und Zelte, überhaupt was nachgesandt worden ist, habe ich nie zu Gesicht bekommen.

Mit herzlichsten Grüßen Ihr ergebenster

Dr. F. A. Suter, Chef der schweiz. Ambulance,
3. Zeit in Ermelo, Z. A. R.